

DANIELA OHMS

Winter honig

ROMAN



KNAUR 

Ohms Daniela

Winterhonig

Roman

Über dieses Buch

Eine lebensgefährliche Liebe in einer harten, bäuerlichen Welt

Als Jüngstes von zehn Geschwistern kennt Mathilda die Härten des Lebens nur zu gut. Einziger Lichtblick seit ihrer Kindheit: Karl, der Stallknecht des benachbarten Gutshofes. Schon als Junge tröstete er die kleine Mathilda mit einer ganz besonderen Leckerei: seinem wunderbaren Winterhonig. Nun, im Erwachsenenalter, ist aus der kindlichen Zuneigung eine tiefe Liebe geworden. Doch als in ihrem abgelegenen westfälischen Dorf Misstrauen und Hass um sich greifen, während Flugzeuflärm und Bombenexplosionen selbst hier zum Alltag werden und der Terror der Nazis auch vor ihrem Dorf nicht haltmacht, wird die Lage für Karl aussichtslos. Denn er hütet ein Geheimnis, das ihn das Leben kosten könnte.

Inhaltsübersicht

Widmung

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

Epilog

Nachwort der Autorin

Danksagung

Winterhonig

Bratäpfel mit Winterhonig

Für meine Oma

Die sich dieses Buch schon lange gewünscht hat. Vielen Dank, dass du mir deine »Erinnerungen« anvertraut hast – auch wenn ich mir die Freiheit genommen habe, sie ein bisschen zu verändern und zu ergänzen.

Prolog

Niemals würde Mathilda den Geruch von weißen Nelken vergessen. Sie hatte den Tod in vielerlei Gestalt gesehen. Vor allem später, im Krieg, war er überall gewesen. Nicht weit von ihrer Haustür entfernt hatte er begonnen, sein Unwesen zu treiben. In Plakaten und Worten hatte er sich angekündigt, mit Steinen und Fackeln war er unschuldigen Menschen entgegengeflogen, hatte sich in ihren Augen gespiegelt und über ihre Schreie gespottet. In seiner Grausamkeit hatte der Tod immer weitere Formen gefunden, während er mit tausenden Soldaten in den Osten gezogen war. Jeder Mann, ob er wollte oder nicht, hatte in seinem Namen gekämpft – auch Mathildas Brüder und die Liebe ihres Lebens hatte er mit sich in den Krieg genommen.

Selbst zu Hause, dort, wo es noch scheinbar friedlich gewesen war, hatte der Tod keine Gelegenheit ausgelassen, um seine Intrigen zu spinnen. Ganz gleich, ob er Krankheiten aussandte oder mit den Bomben vom Himmel regnete oder die Menschen dazu brachte, ein Todesurteil zu fällen – in all diesen Momenten schien es ihm gleichgültig zu sein, ob es Frauen, Kinder oder Babys waren, die er aus ihrem Leben riss. Und ebenso

unbekümmert schien er über die Menschen zu denken, denen er alles genommen hatte, was sie liebten.

Nicht ein einziges Mal hatte Mathilda erlebt, dass der Tod gerecht gewesen wäre.

Doch über all diesen Erinnerungen hing der Geruch von Nelken wie der Atemhauch, der das Sterben begleitete. Unweigerlich folgten ihre Gedanken dieser Spur, wann immer sie dem Duft begegnete. Und dann tauchte es auf, arbeitete sich aus dem Nebel der Vergangenheit empor und lag wieder direkt vor ihr: Das Gesicht ihrer Mutter, das Gesicht einer Puppe, so leblos und bleich wie in Form gegossenes Wachs. Für einen Atemzug verharrte das Gesicht vor ihren Augen, losgelöst von allem anderen. Ihre Mutter war so nah. Mathilda bräuchte nur die Hand auszustrecken, um sie zu berühren.

Spätestens mit diesem Gedanken folgten die restlichen Bilder. Sie stand wieder in der winzigen Schlafstube, umgeben von ihren älteren Geschwistern und eingehüllt in den Duft der Nelken, mit denen die Haare und das Bett ihrer Mutter geschmückt waren.

An jenem Tag, irgendwann im Sommer 1930, war Mathilda dem Tod zum ersten Mal begegnet. Sechs Jahre war sie alt gewesen, kaum groß genug, um von oben auf das Bett zu schauen, auf dem ihre Mutter aufgebahrt lag. Damit sie etwas sehen konnte, hatten ihre Schwestern sie nach vorne geschoben. Und nun stand sie da, gefangen zwischen schwarzen Kleidern und schweigenden Blicken,

ganz dicht über diesem Gesicht, das bis gestern noch lebendig gewesen war.

Tot ... Das Wort schwebte um sie herum in dem winzigen Zimmer, vermischte sich mit dem Geruch der Nelken und trieb zwischen den Gedanken ihrer Familie umher, ohne auch nur einmal ausgesprochen zu werden. Dennoch hatte Mathilda es oft genug gehört. Wie ein Gespenst war es zwischen ihren älteren Schwestern hin und her gehuscht und stets verschwunden, wann immer sie genauer zugehört hatte. Den ganzen Tag lang hatte Mathilda versucht, die Stimmung und die geflüsterten Worte zu begreifen. Aber erst jetzt sickerte die Bedeutung aus dem leblosen Gesicht ihrer Mutter.

Tot ... erstarrt ... verlassen ...

Mathilda stand zwischen ihren sieben Schwestern und ihren beiden Brüdern. Ihr Vater kniete neben dem Bett auf dem Boden, und die langen Finger ihrer Oma streiften wie ein zarter Vogel über ihre Schulter. Dennoch spürte Mathilda, dass sie von nun an allein war. Es war nur eine vage Ahnung, doch in der schwerfälligen Art, mit der ihr Atem ein- und ausströmte und in ihrer Kehle brannte, konnte sie es bereits fühlen. Zusammen mit dem Geist ihrer Mutter schien auch alle Wärme verschwunden zu sein.

Mathilda konnte die Gegenwart der Toten nicht länger ertragen. Ihr Blick wandte sich ab, suchte etwas, woran sie Trost finden konnte. Aber sie entdeckte nur die Hände ihres Vaters, die sich zitternd um den Rosenkranz

klammerten. Mathilda kannte seine Hände allzu gut. Sie waren groß und rauh, sie konnten den schweren Pflug lenken und riesige Zentnersäcke über die Schultern wuchten, sie konnten als wütende Faust auf den Tisch schlagen oder ihren kindlichen Ungehorsam mit einem einzigen Streich zum Schweigen bringen. Doch so hilflos wie jetzt hatte Mathilda sie noch nie gesehen.

Vielleicht war es dieses zittrige Bild von seinen Händen, aus dem zum ersten Mal die Angst hervorkroch. Nichts konnte Mathilda halten, und niemand würde sie je wieder trösten, wenn ihre Mutter fort war und selbst die Hände ihres Vaters von aller Kraft verlassen waren.

Mathilda schloss die Augen. Aber der Duft der Nelken strömte umso schwerer in ihre Lunge. Und schlagartig war das Gesicht ihrer Mutter wieder da, lebendig dieses Mal. Dennoch schwebte nur ein schwaches Lächeln auf ihrem Mund. Ihre Haare lagen zerzaust auf dem Kissen, und in jeden Atemzug mischte sich ein verhaltenes Stöhnen.

Die Krankheit hatte sie von innen aufgefressen, langsam und schleichend. Auch diese Worte hatte Mathilda von ihren Schwestern gehört, und ihr Zeitgefühl verlor sich in den Wochen und Monaten, die sie neben dem Bett ihrer Mutter gesessen hatte. Die Schwestern hatten ihr einen Wedel in die Hand gedrückt, mit dem sie die Fliegen verscheuchen sollte, solange ihre Mutter schlief. Jedes Mal, wenn sie aufwachte, musste Mathilda ihr etwas zu trinken geben. Dann lächelte die Mutter ihr zu und flüsterte

tröstende Worte. Mathilda konnte ihre Liebe spüren, so sanft und ehrlich wie das schwache Streicheln ihrer Hand auf den Haaren.

Manchmal, wenn das Wetter schön gewesen war, hatten die Schwestern ihre Mutter nach draußen gebracht und sie neben dem Holunderbusch auf eine Bank gesetzt. Dort hatte Mathilda dann vor ihr im Gras gesessen und mit einem leisen Singen gespielt. Die Mutter hatte ihr zugesehen, bis sie im Schein der Sonne zusammengesackt und eingeschlafen war.

Aber auch diese Tage waren immer seltener geworden, bis ihre Mutter endgültig zu schwach gewesen war. In den Wochen darauf hatte Mathilda beobachtet, wie die Fliegen immer zudringlicher wurden. Sie hatten sich in die Augen- und Mundwinkel ihrer Mutter gesetzt, von wo sie sich kaum noch verscheuchen ließen. Mathilda hatte die Fliegen mit den Fingern anstupfen müssen, damit sie aufflogen, und umso verzweifelter zugesehen, wenn sie nach einem kurzen Kreisen wieder zurückkehrten. Was diese Monate jedoch bedeuteten und worauf all die schrecklichen Momente hinausliefen, begriff Mathilda erst jetzt.

»Wenn ich wenigstens die Kleine mitnehmen könnte ...«
Schwach erinnerte sie sich an die Worte, die ihre Mutter der Oma zugeflüstert hatte, wenige Tage vor ihrem Tod. Erst jetzt verstand Mathilda, was ihre Mutter gemeint hatte.

»Der liebe Gott hat deine Mama zu sich geholt«, hatte ihre Oma ihr am Morgen erklärt. »Aber hab keine Angst. Sie hat nun keine Schmerzen mehr, und die Muttergottes wird sich gut um sie kümmern.«

Dorthin hatte ihre Mutter sie also mitnehmen wollen, zur Muttergottes, die sich gut um sie kümmerte. Aber sie hatte es nicht getan, und jetzt war Mathilda allein, ohne Mutter und ohne Muttergottes. Wer kümmerte sich nun um sie?

Mathilda öffnete die Augen und sah der Reihe nach zu ihren Schwestern auf. Agnes war die Älteste. Schon seit die Mutter so krank geworden war, führte sie den Haushalt, und wahrscheinlich würde sie diese Aufgabe weiterhin übernehmen. Um Mathilda hatte sie sich jedoch nie besonders gekümmert. Wenn überhaupt, dann schimpfte Agnes nur, weil sie etwas falsch machte oder zu langsam arbeitete. Eigentlich war es nicht wichtig, ob Mathilda hier war oder nicht, sie war überflüssig, die Kleinste und Letzte, die allen anderen nur zur Last fiel. Viel lieber wollte sie dort sein, wo ihre Mutter war.

Mathilda trat einen zögernden Schritt vor. Sie rechnete damit, dass jemand sie festhalten würde. Aber die Hand ihrer Großmutter glitt kraftlos von ihrer Schulter. Auch die anderen beachtetten sie nicht, während sie sich zwischen den schwarzen Kleidern hindurchschob. Mathilda durchquerte die Stube und ging in den Flur. Die Tür nach draußen stand auf, vielleicht, um die Nachbarn

hereinzulassen, die sich ebenfalls von der Toten verabschieden wollten.

Einzig Mathilda würde sich nicht länger verabschieden. Sie wollte ihre Mutter wiederfinden, wollte ihr folgen. Wenn sie inzwischen bei der Muttergottes war, vielleicht würde sie dort auf »ihre Kleine« warten.

Mathilda folgte dem Windzug, der von draußen hereinwehte. Auf dem Treppenabsatz vor der Tür blieb sie stehen. Einzig ihr Blick huschte weiter, in einer schnellen Runde durch den Garten, dann über die Latten der Gartenpforte hinweg auf den Sandweg dahinter. Die Dunkelheit hatte sich bereits über die Felder gelegt, nur auf den Wiesen tanzten weiße Nebelschleier und der Wind rauschte durch den Fichtenwald gegenüber.

Die Statue der Jungfrau Maria war nicht weit entfernt. Von hier aus konnte Mathilda sie nicht sehen, aber sie kannte die Stelle, an der sie zwischen den Feldern an der Wegkreuzung stand. Genau dort musste ihre Mutter sein und auf sie warten.

Mathilda streifte die Holzschuhe von ihren Füßen und rannte barfuß über den Gartenpfad. Die kleine Pforte inmitten der Hecke bewegte sich im Wind, aber Mathilda schlüpfte einfach durch den schmalen Spalt.

Gleich dahinter hielt sie inne. Mit einem kalten Geräusch rauschte der Wind durch die Fichten, schwarze Schatten lagen vor ihr. Wenn sie zur Muttergottes wollte, musste sie durch die Dunkelheit am Fuß des Waldes. Mathilda zögerte.

»Tildeken, was tust du da?« Eine Kinderstimme rief ihr nach. »Warum läufst du nach draußen?« Es war ihr Bruder. Joseph. Seine Holzschuhe klockerten auf der Steintreppe, stapften über den Gartenweg und folgten ihr durch die Gartenpforte. Schließlich schoben sich seine Finger zwischen ihre und ließen sie aufsehen.

Joseph war einen Kopf größer als sie und vier Jahre älter. Mit traurigen Augen schaute er auf sie herab. »Was tust du hier, Tildeken? So ganz allein. Es ist dunkel.«

Mathilda wurde schwindelig. »Mama«, flüsterte sie. »Ich wollte sie wiedersuchen.«

Joseph schüttelte sanft den Kopf. »Scht.« Er zog Mathilda in seine Arme. »Du kannst sie nicht wiederfinden. Niemand kann das. Sie ist fortgegangen und sie wird nie wieder zurückkommen. Aber sie ist jetzt im Himmel, dort geht es ihr gut. Das weißt du, oder?«

Mathilda drückte sich noch enger an ihn, ihre Hände klammerten sich an seine Jacke, ihre Nase rieb sich an seiner Brust. Ja, sie wusste, dass Joseph recht hatte: Ihre Mutter war im Himmel, bei der Muttergottes, an einem Ort, an den Mathilda ihr erst folgen konnte, wenn sie tot war.

1. Kapitel

Hörste, Paderborner Land, Juli 1940

Z U H A U S E

In großen geschwungenen Buchstaben ließ Mathilda Alvering ihre Zehen durch den Sand streifen. Wie ein Herzschlag pulsierte das Wort durch ihre Gedanken, seit sie heute Morgen aufgewacht war. Jetzt saß sie vornübergebeugt auf dem gefällten Birnbaum am Rande der Hofzufahrt und blickte auf die Buchstaben hinab, die sich wie dunkle Schatten in den Sand prägten. Ein Jahr lang hatte sie im Haushalt einer alten Dame gelebt, um ihr Pflichtjahr abzuleisten. Doch heute war der Tag, an dem sie nach Hause zurückkehren würde.

V O R F R E U D E schrieb sie direkt darunter. Dennoch war Mathilda sich nicht sicher, ob sie wirklich so fühlte. Freute sie sich darauf, nach Hause zurückzukehren? Oder fürchtete sie sich davor?

Über diese Frage dachte sie nun schon den ganzen Morgen nach. Wenn sie sich an den kleinen Bauernhof ihrer Familie erinnerte, dann gab es einiges, was sie vermisste, genauso wie Ereignisse, die sie lieber vergessen würde.

Aber vor allem eines fragte sie sich: Würde sie mit ihrer Heimkunft auch in ihre Kindheit zurückkehren? Allein der Gedanke war seltsam. Mathilda war nicht mehr das Mädchen, als das sie hierhergekommen war. In diesem einen Jahr in Tante Rosalias Haushalt war sie erwachsen geworden.

Wie würde es nun also sein, wieder ihrem Vater gehorchen zu müssen? Oder sich von Katharina von einer Arbeit zur nächsten scheuchen zu lassen, ohne je ein Dankeschön von ihrer großen Schwester zu erhalten?

Im Laufe ihres Pflichtjahrs hatte Mathilda gelernt, dass auch sie es wert war, geachtet zu werden. Tante selbst hatte ihr diese Regel beigebracht und war immer darauf bedacht gewesen, dass ihre Achtung einem Pflichtjahrmädchen ebenso galt wie einem Tischler oder einem Unternehmer. Aber zu Hause war Mathilda immer nur das verträumte Kind gewesen, das zu langsam arbeitete und tollpatschige Fehler machte, ganz gleich, wie viel Mühe sie sich gab, alles recht zu machen.

Ob ihre Familie bei ihrer Rückkehr erkennen würde, wie sehr sie sich verändert hatte?

Mathilda atmete tief ein und versuchte, an etwas Schöneres zu denken. Gleich darauf wusste sie, worauf sie sich wirklich freute. Mit der nackten Fußsohle verwischte sie die Worte und schrieb ein neues an ihre Stelle:

B R U D E R

Wehmütig schaute sie auf das Wort, buchstabierte es leise vor sich hin, ehe sie die sandige Straße entlangsah, die sich in einer geraden Linie zwischen den Häusern des Dorfes hindurchzog. Von hier aus konnte sie weit sehen. Erst zwischen den Weizenfeldern in der Ferne verlor sich die Spur des Weges. Doch von Joseph war noch nichts zu erkennen.

Mathilda grub die Füße tiefer in den Sand und versuchte, den Hufschlag eines nahenden Pferdes zu spüren. Aber dort war nichts. Nicht einmal eine Ahnung. Nur die heiße Sommerluft streifte durch ihre Haare, hinter ihr in der Hecke zirpten die Grillen ihr heiseres Lied, und irgendwo auf der anderen Seite des Dorfes bellte ein Hund.

Der Rest des winzigen Ortes lag regungslos in der Sonne. Ausnahmslos jeder schien die Mittagsruhe im Inneren seines Hauses zu genießen.

Einzig Mathilda saß hier draußen auf dem Stamm des Birnbaumes und wartete. Sie wischte die Schweißtröpfchen beiseite, die sich auf ihrer Schläfe gebildet hatten, warf einen verstohlenen Blick auf die Nachbarhöfe und zog ihren Rock über die Knie. Milder Sommerwind streifte um ihre Waden und kühlte sie ab.

Wenn ihr Vater sie so sehen würde ... Ein winziges Lächeln stahl sich um ihre Mundwinkel. Zweifellos, ihr Vater würde schimpfen wie ein Rohrspatz. Aber jetzt, nachdem sie ein Jahr in einem anderen Haushalt gelebt hatte, nachdem sie gelernt hatte, wie man die Hemden für

einen Unternehmer bügelte und wusste, wie richtiger Bohnenkaffee schmeckte, würde es ihr vielleicht endlich gelingen, sich nicht mehr klein und schlecht zu fühlen, wenn ihr Vater seine Tiraden über sie niedergehen ließ.

Mathilda zog die Füße aus dem sandigen Boden und schaute noch einmal auf die Reste des Wortes: BR D R.

Ein wehmütiges Ziehen mischte sich in ihre Freude. Sie würde Joseph nur kurz sehen, vermutlich nur für wenige Tage, ehe er in den Kriegsdienst eintreten musste. Ob sie ihren Bruder nach Frankreich schicken würden? In das besetzte Paris vielleicht? Oder in die Normandie, an einen der Strände, von denen aus man angeblich bis nach England sehen konnte?

Mathilda schaute zurück in den Sand, wischte die Überreste von BR D R beiseite und schrieb ein neues Wort:

K R I E G

Beim Anblick der krakeligen Buchstaben presste sich ein dumpfes Gefühl um ihr Herz. Ausgerechnet ihr Lieblingsbruder musste in den Krieg.

»Ist Joseph immer noch nicht gekommen?«

Mathilda zuckte zusammen. Hastig ließ sie ihren Rock über die Waden fallen und drehte sich um. Tante Rosalia war nach draußen gekommen. Die rundliche, alte Dame stand in der offenen Haustür und lächelte ihr zu.

Mathilda erwiderte ihr Lächeln und bemühte sich, besonders höflich zu klingen. »Ich nehme an, mein Bruder ist aufgehalten worden. Eigentlich ist es nicht seine Art.«

Mit bedächtigen Schritten kam die Tante über den Hofplatz auf sie zu. »Und dann sitzt du hier in der Sonne und wartest, ohne mir etwas zu sagen?«

Mathilda erhob sich und achtete darauf, das Wort im Sand mit ihren Füßen zu bedecken. »Es macht mir nichts aus, Tante Rosalia. Er wird gewiss gleich kommen.«

Auf Tantes Gesicht breitete sich ein gemütliches Lächeln aus, ganz so wie es ihre Art war. »Oder du kommst noch einmal mit mir herein und wir trinken ein schönes Glas Milch zusammen.«

Wärme strömte durch Mathildas Brust und verdrängte die Beklemmung. Tante Rosalia mochte sie. Auch, wenn sie am Anfang oft streng gewesen war, um ihr die vielen Dinge beizubringen, die es in einem vornehmen Haushalt zu tun galt. Letztendlich war die Tante immer gerecht gewesen, und im Laufe der Zeit hatte sie Mathilda immer wieder gesagt, was für ein fleißiges Pflichtjähmädels sie war.

Tante Rosalia ... Manche wunderten sich darüber, warum Mathilda sie so nennen durfte. Schließlich waren sie in keiner Weise verwandt, und es war Tantes Aufgabe, sie zu einer guten Hausfrau zu erziehen. Doch die alte Witwe hatte Mathilda von Anfang an darum gebeten, sie so zu nennen. Seit sie ihren Mann 1917 im Großen Krieg verloren hatte, hatte sie fast keine Familie mehr, nur noch ihren Neffen Gregor, der bis vor kurzem bei ihr gewohnt hatte und im Tiefbauunternehmen seiner Eltern arbeitete.

Aber inzwischen war auch Gregor für den Kriegsdienst eingezogen worden.

»Ich weiß nicht, ob ich noch genug Zeit habe für ein Glas Milch«, erwiderte Mathilda. »Womöglich hat Joseph es eilig.«

Tante Rosalias Augen schimmerten feucht.

»Wahrscheinlich hast du recht. Dann warten wir eben beide noch ein bisschen in der Sonne.« Sie stieß ein tiefes Seufzen aus und blickte ebenfalls den Sandweg entlang, über den Joseph früher oder später kommen musste. »Ein Jammer, dass Gregor nicht hier ist. Sonst hätte er dich mit dem Automobil bringen können.«

Mathilda musste lächeln. Mit dem Automobil wäre sie gerne noch einmal gefahren. Doch auf ihren Bruder und die Fahrt in ihrem alten Gig freute sie sich umso mehr. »Es ist schon in Ordnung, Tante. Ich fahre gerne mit meinem Bruder, auch wenn ich ein wenig warten muss. Wer kann schon sagen, wie oft wir noch zusammen Kutsche fahren.«

Tante Rosalia griff nach Mathildas Hand. »Ach Mädels.« Sie klang schwermütig. »Der große Weltkrieg hat sich unsere Männer genommen, und der neue Krieg wird euch jungen Mädchen die Männer nehmen.«

Mathilda widerstand dem Drang, ihre Hand wegzuziehen. Sie mochte es nicht, wenn Tante solche Dinge sagte.

»Nach dem Frankreichfeldzug habe ich ja noch gehofft, dass Hitler bald Frieden mit England schließt«, fuhr Tante

Rosalia fort. »Aber jetzt sieh dir das an: Immer weitere Soldaten zieht er sich heran. Zuerst meinen Gregor und jetzt deinen Joseph.«

Mathilda presste die Lippen aufeinander. Tante Rosalia hatte recht. Solange Hitler neue Soldaten einzog, war der Krieg noch lange nicht vorbei.

Ein dumpfes Vibrieren unter ihren Füßen weckte ihre Aufmerksamkeit und ließ ihren Blick über den Weg zwischen den Weizenfeldern huschen. Eine kleine Kutsche mit heruntergeklapptem Verdeck näherte sich. Bis jetzt konnte Mathilda weder die großen Räder noch die Beine des Pferdes hinter den langen Ähren ausmachen. Aber der kleine braune Wallach senkte gehorsam den Kopf und trabte mit rundem Hals. Nur Joseph war in der Lage, den schreckhaften Max so zu fahren, dass er zufrieden auf seinem Gebiss kaute.

»Ist das euer altes Pferdchen, das schon 1918 im Weltkrieg gedient hat?« Tante Rosalia schirmte mit der Hand die Sonne ab.

Mathildas Lächeln kehrte zurück. »Ja, das ist unser Max. Jedes Mal, wenn etwas knallt oder scheppert, springt er weg und zittert am ganzen Körper. Dann können wir froh sein, wenn er niemanden abwirft oder die Kutsche mitreißt.«

Tante Rosalia nickte vielsagend. »So ist das mit dem Krieg. Niemand kommt ohne Spuren zurück, auch wenn sie noch so sehr glauben, große Helden zu sein.«

Mathildas Lächeln verblasste. Stattdessen fühlte sie wieder das dumpfe Drücken in ihrer Brust. Doch dieses Mal mischte sich eine weitere Ahnung hinein: Die Tante musste besser aufpassen, was sie redete. »Lass das nicht die Witwe Sielmann hören.«

Tante Rosalia lachte. »Die Witwe Sielmann weiß genau, wovon ich spreche. Sie möchte nur nicht darüber nachdenken. Schließlich fühlt Eifer sich besser an als Furcht. Und die Witwe Sielmann möchte ihren gefallenen Mann lieber rächen als um ihn trauern.«

Mathilda versuchte, die düstere Ahnung zu verdrängen. Sie wusste, was die Tante meinte. Auch Mathilda würde am liebsten voller Eifer an den Sieg glauben. Aber offenbar war sie anders als die Witwe Sielmann: Je mehr sie darüber nachdachte, desto weniger wollte es ihr gelingen, eifrig zu sein. Dachte die Witwe Sielmann etwa weniger nach als sie?

Mathilda ahnte, wie rebellisch dieser Gedanke war. Aber dann schüttelte sie den Kopf. Sie wollte nicht rebellisch sein, auf keinen Fall!

Der kleine Einspänner hatte die Weizenfelder inzwischen hinter sich gelassen und Joseph lenkte den Wallach zwischen die ersten Häuser des Dorfes. Als er die Hofzufahrt beinahe erreicht hatte, parierte er zum Schritt. Eine Wolke aus feinem Sand verfolgte den Gig und umhüllte die Kutsche mit einem bräunlichen Schleier. Max senkte den Kopf und schnaubte den Staub aus seinen

Nüstern. Vor ihnen hielt Joseph an, hakte die Leinen ein und sprang zu ihnen herunter. Mit einem strahlenden Lächeln kam er auf Mathilda zu und zog sie an sich. Erst dann schien ihm aufzufallen, wie ungebührlich sein Verhalten war und er wandte sich an Tante Rosalia. »Bitte entschuldigen Sie die Verspätung. Eine unserer Kühe hat gerade ein Kälbchen bekommen. Einen ziemlichen Brocken von Bullenkalb. Da war jemand gefragt, der ein bisschen Kraft hat, um es herauszuziehen.«

»Ein Kälbchen?« In Mathildas Bauch braute sich Aufregung zusammen. »Welche Kuh war es? Emma, Elfriede oder Erna? Ist alles gut gegangen?«

»Es war Emma. Und ja, Mutter und Kind geht es gut. Als ich gefahren bin, hat Emma gerade damit angefangen, sein Fell mit der Zunge zu kämmen.«

Mathilda musste lachen. Ihr Bruder besaß ein unvergleichliches Talent, mit Worten umzugehen. Niemand sonst benutzte solche Formulierungen. Überhaupt stellte sie erleichtert fest, dass er noch genauso aussah wie immer. Er trug braune Hosen, deren Hosenträger sich über sein weißes Hemd spannten, und sein Gesicht färbte sich in einem sommerlichen Honigton unter der grauen Schirmmütze. Nur von seinen blonden Haaren war unter der Mütze nichts mehr zu sehen, und Mathilda fragte sich, ob er sie ebenfalls an den Seiten kurz geschoren hatte, wie es so viele Männer taten, sobald sie in die Wehrmacht eintraten.

»Wenn wir uns beeilen, kommen wir vielleicht gerade noch rechtzeitig, damit du dem Kälbchen einen Namen geben kannst«, fuhr Joseph fort. »Aber dann müssen wir uns wirklich sputen, sonst hat Leni die Aufgabe schon an sich gerissen.«

Mathilda seufzte. Sie kannte das Temperament ihrer großen Schwester. »Wenn Leni schon weiß, wie sie ihn nennen will, wird sie ohnehin nicht auf mich hören.«

Joseph grinste. »Sag das nicht. Sie freut sich so, dich wiederzusehen, vielleicht lässt sie dir den Vortritt.«

In Mathilda stieg leises Misstrauen auf. »Leni freut sich, mich zu sehen? Bist du dir sicher?«

Joseph wiegte den Kopf von einer Seite zur anderen. »Heute Morgen hat sie es mindestens dreimal wiederholt. Und dann hat sie gemeint, dass du vielleicht die Feldarbeit übernehmen könntest, während sie sich um den Stall kümmert. Aber das wollte sie dich eigentlich selbst fragen.«

Das Misstrauen löste sich auf. Diese Antwort klang schon viel eher nach der Leni, die sie kannte. »So läuft also der Hase.«

Joseph zuckte entschuldigend mit den Schultern. »Du kennst ja unser Schwesterken. Sie meint es nicht böse.«

Mathilda nickte. Ja, sie kannte ihre Schwester. In ihrer Kindheit war Leni mitunter ein richtiges Biest gewesen, das sie mit allen Mitteln austrickste, um einen Vorteil zu bekommen. Aber inzwischen war sie der lustigste und

fröhlichste Mensch, den Mathilda kannte, und ein einziger Tag in Lenis Gegenwart reichte aus, um alle Finsternis aus ihren Gedanken zu vertreiben. Wahrscheinlich war Leni genau die Gesellschaft, die sie jetzt brauchte. »Ich freue mich auch auf sie.«

»Dann sollten wir wohl mal fahren.« Joseph bückte sich zu dem schmalen Koffer und Mathildas Lederstiefeln, die sie neben dem Baumstamm abgestellt hatte. Kommentarlos stellte er beides vor die Sitzfläche des Gigs.

Mit einer Mischung aus Wehmut und Vorfreude drehte Mathilda sich noch einmal zu der alten Dame um und streckte ihr die Hand entgegen.

Die Tante ignorierte die Hand und zog sie in ihre wuchtigen Arme. »Du warst ein gutes Pflichtjähmädchen, Mathilda«, sagte sie mit belegter Stimme. »Falls du irgendwann Hilfe oder einen Rat brauchst, oder falls du dir eine richtige Anstellung als Hausmädchen wünschst, dann bist du in meinem Haus immer willkommen.«

Mathilda löste sich aus der Umarmung und nickte. »Danke, Tante. Das weiß ich zu schätzen. Aber ich fürchte, ich werde in nächster Zeit keine Anstellung annehmen können. Meine Familie braucht mich für die Arbeit auf dem Hof.«

Tante Rosalia winkte ab. »Nein, natürlich nicht. Und wenn deine Familie dich eines Tages nicht mehr braucht, wirst du selbstverständlich deine Lehre zur Schneiderin

machen und nicht als Hausmädchen für eine alte Tante arbeiten.«

Zum ersten Mal seit langem dachte Mathilda wieder an ihren Wunsch, den sie seit Ausbruch des Krieges längst begraben hatte. »In Ordnung. Dann mache ich eine Lehre. Entweder zur Schneiderin oder zur Krankenschwester. Ich habe mich noch nicht entschieden.«

Tante schüttelte vehement den Kopf. »Aber solange der Krieg dauert, wirst du mir keine Krankenschwester. Das musst du mir versprechen! Sonst werde ich bei der Wochenschau jedes Mal unruhig.«

Mathilda nickte. »Versprochen.« Schlagartig wurde die Wehmut stärker als die Vorfreude auf zu Hause. Tante Rosalia war im letzten Jahr zu der einzigen Person geworden, der es gelungen war, ihre fehlende Mutter zu ersetzen. Am liebsten hätte Mathilda sie mit nach Hause genommen.

Doch manche Träume ließen sich nicht so leicht erfüllen. »Auf Wiedersehen, Tante! Es war schön bei dir.« Mit diesen Worten wandte Mathilda sich ab und kletterte auf den Zweiersitz des Gigs. Von oben schaute sie zu, wie Joseph Rosalias Hand schüttelte und sich ebenfalls bedankte.

Gleich darauf sprang ihr Bruder neben sie auf den Sitz und griff nach den Leinen. Er schnalzte mit der Zunge und Max setzte sich in Bewegung.

Mathilda winkte der alten Dame noch einmal zu und versuchte die Tränen herunterzuschlucken, während

Joseph die Kutsche wendete. Doch ganz gleich, wie viel Mühe sie sich gab, die Feuchtigkeit sammelte sich in ihren Augen und löste sich in kleinen Tropfen.

Joseph schaute sie nur kurz von der Seite an, und Mathilda war ihm dankbar für sein Schweigen. Das Pferd zockelte im Schritt voran und ließ ihr ausreichend Zeit, sich ein letztes Mal im Dorf umzusehen und zu verabschieden. Vor ihrem inneren Auge glitten die Bilder des letzten Erntedankfestes vorbei, das sie auf dieser Straße gefeiert hatten, und als sie an dem Haus der Witwe Sielmann vorbeikamen, musste sie an den 2. September des letzten Jahres denken. Mathilda hatte gerade mit dem Wäschekuben vor dem Haus gestanden und die weißen Hemden über das Waschbrett gerieben, als die dürre Witwe auf ihren langen Beinen von Haus zu Haus gestürmt war und bei allen an die Tür gepoltet hatte. »Heute ist erster Mobilmachungstag! Heute ist erster Mobilmachungstag!«, waren ihre Rufe durch das Dorf geschallt, bis nach und nach alle Menschen auf die Straße gekommen waren, um sich lauthals über den Kriegsbeginn zu ereifern. Wie immer lagen die guten und die schlechten Erinnerungen nah beieinander.

Als sie zwischen den letzten Häusern hindurchfuhren, blinzelte Mathilda die Tränen aus ihren Augen und wischte sie entschlossen von ihren Wangen. Joseph ließ die Leinen auf den Rücken des Pferdes klatschen, und Max trabte gehorsam an. Der Schwung drückte Mathilda tiefer in den

Ledersitz, warmer Fahrtwind wehte in ihr Gesicht und mit ihm der Duft von reifem Weizen.

Joseph sagte noch immer nichts, und für eine Weile war Mathilda froh darüber. Doch mehr und mehr fragte sie sich etwas, vor dessen Antwort sie sich am meisten fürchtete. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus. »Für welchen Tag gilt dein Einberufungsbefehl?«

Joseph musterte sie von der Seite. Mathilda bemerkte es, aber sie wagte es nicht, ihn anzusehen.

»Für übermorgen.«

»Schon übermorgen?« Mathilda konnte ihr Entsetzen nicht verbergen. Hatte sie ernsthaft gehofft, noch ein paar Tage mit ihrem Bruder verbringen zu können? »Und wohin werden sie dich schicken?«

Joseph schmalzte mit der Zunge, um Max anzutreiben. »Du musst dir keine Sorgen machen. Ich habe Glück. Nachdem sie herausgefunden haben, wie gut ich reiten kann, haben sie mich für die Kavallerie gemustert. Ich muss also weder zur Luftwaffe noch zur Flak und auch nicht zur Marine. Und diese drei Waffengattungen tragen im Krieg gegen England das größte Risiko. Außerdem muss ich nicht zu Fuß marschieren, ganz egal, wo sie uns hinschicken.«

Mathilda beäugte ihn misstrauisch. »Und was macht die Kavallerie?«

Joseph räusperte sich. »Im Wesentlichen stellen sie die Aufklärungsabteilungen. Im Feldzug gegen Frankreich

haben sie wahre Heldentaten vollbracht. Karl hat mir davon geschrieben.«

Mathilda zuckte bei dem Namen zusammen. »Karl?«

Joseph musterte sie erneut. »Genau. Er hat geschrieben, dass seine Vorgesetzten dabei sind, neue Reiter zu rekrutieren, um die Verluste auszugleichen. Und Rittmeister von Steineck hat zugesagt, mir eine Empfehlung zu schreiben. Also drück mir die Daumen, dass ich nach meiner Ausbildung in die gleiche Schwadron komme wie Karl.«

Karl! Mathilda versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Vor zwei Jahren war er in die Kavallerie eingetreten und es sollte sie nicht wundern, wenn er tatsächlich in Frankreich gekämpft hatte. Doch bislang hatte sie es vermieden, darüber nachzudenken. Sie hatte nicht wissen wollen, ob Karl gefallen war. Sie hatte überhaupt nichts von ihm wissen wollen. Bis jetzt ... Er hatte Joseph also geschrieben. Das bedeutete, er war noch am Leben.

Ein versteckter Teil von ihr atmete auf. Aber der Rest von ihr rebellierte. Seit zwei Jahren hatte Karl kein Wort mehr mit ihr geredet. Von einem Tag auf den anderen war er weggegangen, ohne ihr zu schreiben oder sie zu besuchen. Gerade so, als wären sie keine Nachbarn gewesen, als hätte es ihre Freundschaft nie gegeben, als wären die vielen gemeinsamen Momente in ihrem letzten Sommer ohne Bedeutung. Aber womöglich hatte Mathilda